

Spiegelbild – Lukas Nünnerich

1. Mond

Da bin ich, und der Rest. Der Bahnhofplatz am Abend: eine Mischung aus Pisse- und Grasgeruch, feine Regenstreifen, die sich mit Achselschweiß vermischen. Noch während ich mich durch die Menschenmasse kämpfe, spüre ich eine neue Freiheit. Ein Fenster tief in der stickigen Wohnung in mir wird aufgerissen, als könnte ich eine Luft atmen, nach der sich meine Lunge seit Jahren gesehnt hat. Sie blüht auf, räkelt sich zum Himmel empor, die beiden Flügel breiten sich aus und beginnen zu fliegen. Unsicher. Meine Beine folgen den Schildern in Richtung Busstation und ich versuche den Pfützen auszuweichen, die sich wie ich zwischen den grauen Gestalten schlängeln. Obwohl meine Gedanken schon längst dem wilden Treiben folgen, mein Blick zwischen all den Gesichtern, Reklamen und Autos hin und her springt, ich selbst mich aufgelöst habe, in der Mischung aus Erwartung und Angst, verbleibt da eine (Leere). Ich werde mitgerissen von den Massen; kann mich nicht wehren. Sie alle strömen, wie ein Fluss gierig ins Tal, Richtung J.-Straße. Eine Straße, von der ich schon gehört habe, in der sich verlorene Gesichter taumelnd an ihren betrunkenen Spiegelbildern festhalten. Das Wissen darüber, *dass ich hier fremd bin, wunderbar losgelöst in einem Unbekannten stehe**, verleiht mir Flügel, die mich über die Köpfe aller anderen schweben lassen, auf sie herabschauend und hoffend, dass mich niemand erkennt. Denn wenn sie mich erkennen, wenn sie wüssten, dass ich ich bin, dann würden sie sich mir anpassen und ich würde es ihnen gleichtun. Dann wäre der Moment verloren, in dem jeder er selbst sein kann.

Doch so schnell wie die Ekstase gekommen ist, so schnell ist sie auch wieder vorbei. Nur ein falscher Schritt, um etwas Neues zu erhaschen, das den anderen entgangen ist, schon

finde ich mich selbst in der Dunkelheit. Allein, nur umgeben von Wänden. Umgeben - untergeben. Ich bleibe stehen, dann gehe ich weiter. Es bringt nichts, zu suchen, zu schreien, zu schweigen. Ich folge dem letzten Licht: Der Mond, der trotz des Regens seinen Weg zu mir findet.

Die Gassen verlaufen sich, doch ich versuche ihnen zu trotzen. Den Weg zurück finde ich nicht und obwohl ich die Wörter auf den Straßenschildern lesen kann, ergeben sie in meinem Kopf keinerlei Sinn. Was bringen die Schilder und Wegweiser, ohne ein Ziel oder eine Karte im Kopf, die Orientierung bietet. Meine Hände streifen die Fassaden der Häuser, ich versuche zu fassen, was dahinter liegt, versuche zu begreifen, wer hier wohnt hinter den weißen Mauern und polierten Fenstern. Eine Markierung. Doch die Häuser schweigen. *Deutlich spüre ich, dass dieses Schweigen eine Lüge ist und unter dem trüben Dunst der Gassen etwas glimmt von der Fäulnis der Welt**. Erst morgen früh, wenn die Sonnenstrahlen zwischen den Giebeln sichtbar werden, wachen sie auf. Neugierige Blicke werden aus den Fenstern geworfen, um sich zu vergewissern, dass sich die Welt nicht über Nacht verändert hat. Dann erneut eine Mauer...

In der Ferne klingt Musik. Gedämpft. Sie ruft mich und ich höre. Sie führt mich und ich folge. Immer lauter werden die Klänge, immer stärker ihr Einfluss auf mich. Schließlich trete ich, ohne darauf zu achten, in die J.-Straße ein. Clubs, Bars und Neonwände flankieren die Straße, leuchten den Weg und locken mich zu sich hin. Ein Angebot für billige Kopien meiner selbst übertrifft das nächste, umtänzelt von derselben Masse wie am Bahnhofsplatz. Sie schließt mich ein und zwingt mir ihren rhythmischen Schritt auf: ein Technomarsch, dem ich nicht entkommen will. Im Gleichschritt erheben wir uns und fallen zurück auf den Boden, umarmen uns und weinen miteinander, starren uns an, ziehen uns aus, vergöttern uns selbst. In der Mitte der Stadt blüht dieser Ort

auf, strahlt in hellem Licht. Die schreienden Plakate, die mit Lust und Verlangen werben, die sich in die Netzhaut brennen, machen Angst, *weil sie so frech und aufdringlich sagen, was die hellen Häuser mit blanken Scheiben und vornehmen Menschen in hundert Masken verbergen**. Aber was könnten sie dagegen tun? Wie sollten sie uns stoppen?
STOPP

Ich will ihnen nacheilen, nicht wieder in die Dunkelheit fallen gelassen werden. Will jetzt mitgerissen werden, um zu verstehen, was da betrunken im Spiegelbild zu sehen ist. Aber es steht eine Wand zwischen mir und dem Club. Der Türsteher mustert mich nicht einmal richtig, sagt mir mit seinen Augen alles. Ohne dass sich die graue Masse um mich kümmern würde, stürmen sie an mir vorbei durch die Tür in neue Welten, denen ich nur sehnsüchtig nachschauen kann. Ich laufe um den Club herum, will wenigstens einen Moment der Geschichten anderer erhaschen. Durch abgedunkelte Fenster spähe ich in den roten Saal. Tanzende Gestalten verschwimmen ineinander, lüsterne Augen starren einander an. Obwohl ich keine zwei Meter neben ihnen stehe, getrennt nur durch das schwarze Glas, so leicht zu durchbrechen, nur laut genug gegen die Scheibe klopfen müsste, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, willens bin alles zu tun – bin ich nichts. *Alles nur innen, und diese scheinbare Verschlossenheit reizt durch die doppelte Verführung von Verborgenheit und Zugänglichkeit**.

Ein warmer Schwall drängt mich weg vom Fenster. Ist das die Wärme und Geborgenheit, nach der ich mich sehne? Ich starre nach unten und bemerke eine Gestalt kauern am Boden. Natürlich will ich mich zu ihr herunterbeugen und nachfragen, ob alles gut sei. Aber der beißende Geruch von Erbrochenem hält mich ab. Ich reiße mich los und versuche zumindest die größten Stückchen von meinem Bein abzuschütteln. Vergeblich. Vergebung. In meinem Magen

rumort es und fast ergießt sich ein zweiter Schwall, diesmal aus meinem Mund, über meine Hose. Ich schlucke kräftig, spüre die Säure an meinem Rachen, taumle zur Seite und verschwinde in einer dunkeln Seitengasse. Ich will nicht mehr zurück. Offene Türen zu verborgenen Möglichkeiten, die sich doch mit jedem Schritt weiter entfernen. Also drehe ich mich um und krieche weiter in die Gasse rein, die sich im Dunklen verläuft. Schon nach ein paar Schritten sehe ich auf der rechten Seite den Eingang eines Hinterhofs, verschlossen nur durch einen schweren Stoffvorhang. Warum sollte ich ihn zur Seite schieben, meiner Neugier freien Lauf lassen? Doch ich spüre schon das raue Material unter meiner Hand, drücke ihn zur Seite und spähe in den Hof.

2. Schein

Der Hinterausgang eines Clubs endet im Halbdunklen und schlängelt sich eine kleine Treppe herunter. Dahinter steht eine gebückte Gestalt und spricht hektisch vor sich hin:

Ich weiß, dass du es bist.

Aber das bin nicht ich, war ich nicht.

Was haben sie dir angetan?

Ich habe es getan!

wahllos, verwahrlost | losgelöst

Die Figur erhebt den Finger und richtet ihn auf den Club. Schreit jetzt:

Er war es, er ist es,

aber ich werde es sein, oder?

Du bist mein.

Kein Urteil von mir:

Spiegelbild – Lukas Nünnerich

wir vergessen, wir vergeben.

Die Gestalt greift nach vorne, zerrt eine Frau aus dem Dunklen und drückt sie an sich. Seine Brusthaare umgreifen ihren Hals, diese Nähe. Ihr Gesicht bleibt verborgen und ihre Bewegungen wirken steif. Unberührt von ihrer Fremde schwingt er sie hin und her und summt dabei einen Walzer. Eine Drehung, eine zweite Drehung, noch eine und noch eine, noch eine und noch eine, noch eine und eine noch. Immer schneller fliegen ihre Gesichter aneinander vorbei, verpassen sich nur um Zentimeter, doch es scheint, als sollten sich ihre Münder nicht treffen. Als würde ein geschickter Marionettenspieler ihre Körper steuern, ihren eigenen Wünschen keinen Platz lassen – tanzende Fäden, fade Tänze.

*Tanz mit mir: meine Mutter,
Freundin, Schwester und Frau.
Mein Alles im Nichts
in der Wahllosigkeit der Ekstase
des Seins aus dem scheinbaren dir und mir*

Abrupt stoppt der Tanz. Der Marionettenspieler lässt die Schnüre fallen, die Gestalt erschlafft, lässt die Schultern hängen, verstummt. Doch die Frau bleibt anmutig vor ihm stehen; steif, aber anmutig. Ihr Körper steht still, keine Bewegung.

*Verzeih mir,
ich bin nicht ich,
nur ein Spiegelbild meines Schattens.
Vertausche die Wörter in meinem Mund
sag: Ich brauche dich*

Dann fällt er auf die Knie, bettelt seine Angebetete an. Er hofft auf ein Wunder und weiß doch, dass er es erschaffen muss. Denn Wunder fallen nicht vom Himmel, man muss sie stehlen. Er hebt seinen Kopf und blickt sie an. Der Mann kniet, die Frau steht. Seine Hände tasten nach ihren Füßen, nur ein bisschen ihrer Wärme und Geborgenheit greifen.

In diesem Moment geht das Licht neben der Treppe an, die Stille ist durchbrochen. Heraus kommt ein Kellner, und sobald er den Tropf dort knien sieht, fängt er laut an zu lachen. Das Paar steht in vollem Schein:

Der Frau fehlt ein Arm. Übrig geblieben sind nur ein paar Fetzen Papier. Die Hand der anderen Seite ist in die Hüfte gestemmt. Die Betonung liegt auf den männlichen Gelüsten. Ihre Haare glänzen, spiegeln das Licht und strahlen für alle anderen. Doch ihre Augen blicken tot in die Leere; vielleicht weil ihr Kopf nur noch an Resten des Halses befestigt ist. Die Anmut ist gestellt: Ein Gestell aus Pappe und Farbe, geschaffen, um dem Mann zu dienen. Doch die Gestalt steht auf, küsst ihren aufgeweichten Papiermund, tanzt wie Rumpelstilzchen um den Pappaufsteller herum und schreit aus tiefster Seele zu dem Kellner gewandt:

Alles! Alles! Alles meins!

3. Gasse

Meine Augen können sich nicht von der Szene lösen, meine Hände den Vorhang nicht loslassen. Meine Ohren warten nur darauf, die nächsten Zeilen zu hören. Allein mein Magen dreht sich um und versucht mein Herz von selbigem zu überzeugen. Gerade noch rechtzeitig ziehe ich meine Hände zurück, bevor sich das Erbrochene auf dem Vorhang verteilt. Ich richte mich wieder auf, blicke durch einen Spalt in den Hinterhof. Die Gestalt hat sich umgedreht und starrt mich

direkt an. In seinem Mundwinkel kleben noch durchnässte Pappfetzen, in meinem läuft der saure Speichel hinab, tropft auf den Boden, mischt sich mit dem Regenwasser. Ich greife hinter mich, stolpere ein paar Meter rückwärts und wirble dann komplett herum; will einfach nur weg. Meine Füße kleben bei jedem Schritt am Boden fest, meine Lunge trägt mich nicht weit.

Die Regenrinne gibt mir Halt. Schenkt mir eine Kühle, die sich durch meine Hand über meine Schulter bis zu meinem Rücken verteilt – Gänsehaut. Ich versuche ruhig zu atmen, blicke nach oben; der Mond ist vollends hinter den Wolken verschwunden.

„Sie haben... Sie haben... mein Herr... da drinnen eine merkwürdige Szene gesehen...“

Die Fäden des Marionettenspielers verdrehen meine Schultern, reißen mich herum, und bevor ich realisiere, wer gesprochen hat, starre ich der Gestalt schon in die Augen. Er erwidert meinen Blick für einen kurzen Moment, dann schaut er nach unten. Selbst in der Dunkelheit erkenne ich, dass seine Kleidung alt und verbraucht ist – vintage – und der prall gefüllte Rucksack auf seinem Rücken aus allen Nähten platzt.

„Verzeihen Sie... aber Sie musste Ihnen merkwürdig sein... und ich sehr lächerlich... diese Frau... es ist nämlich...“ Er stottert, als wären die Worte nicht seine, sondern ein Fremder würde sie ihm auf die Zunge legen und so lange an seinem Kiefer zerren, bis die Bruchstücke herauspurzeln.

„Diese Frau... es ist nämlich meine Frau...“, zumindest sollte sie das werden.“

Mein Gesicht muss ihm zugeschrien haben: Was redest du da? Was für eine Frau, das ist ein verschissener Pappaufsteller! Denn er versucht hastig weiter zu reden, wobei er nach vorne greift und meinen Arm festhalten will. Ich zucke zurück.

„Ich verstehe, warum Sie so seltsam schauen... ich kann es selbst kaum glauben... ich will, nein, ich muss es Ihnen erklären: Vor über einem Jahr lief ich durch die J.-Straße, ungefähr um dieselbe Uhrzeit wie jetzt. Ich wollte all meine Sorgen in einem oder zwei Bier ertränken... doch bevor ich in einer Kneipe ankam, sah ich durch ein Kioskschaufenster einen strahlenden Stern. Es war, als würde sie die Luft aus meiner Lunge saugen und mir stattdessen eine Dosis der besten Droge zum Inhalieren geben. Ich war in Trance... Das nächste, an das ich mich erinnere, ist, dass ich den Verkäufer angeschrien habe... wie so eine wunderschöne Frau, bei ihm allein im Kiosk stehen könne, warum er sich nicht anständig um sie kümmern würde...“

Ich mache einen kleinen Schritt zurück und versuche meine Füße möglichst unauffällig umzudrehen. Ich bin bereit wegzulaufen.

„Aber er starrte mich nur genervt an und sagte, wenn sie mir so wichtig sei, dann könne ich sie kaufen... eine Frau, eine Frau kaufen!? Nie würde ich mir anmaßen, sie zu besitzen. Ich war außer mir vor Wut... andererseits, dachte ich, lieber vorne bezahlen, als rücklings ins Ungewisse stürzen und so fragte ich ihn nach dem Preis. Aber der Gauner wollte mich doch glatt abziehen und nannte mir eine enorm hohe Summe. Ich hätte alles für sie gegeben... aber doch nicht einem so dreisten Verkäufer.“

Ohne dass ich es hätte unterdrücken können, entfährt mir ein leises Lachen. Es ist eher ein stoßhaftes Entweichen von Luft aus meiner Nase. Die Gestalt fährt zusammen, ist in der Vergangenheit verloren.

„Jaja, Sie lachen. Sie denken ich wäre geizig... auch sie dachte ich wäre geizig. Aber es war kein Geiz, es war alles für sie. Der Verkäufer verlangte alles Geld, was ich bei mir hatte. Wie hätte ich sie denn später noch auf ein Getränk einladen sollen, wie hätte ich ihr beweisen sollen, was sie mir

bedeutet... und dann ging alles viel zu schnell... ich wurde aus dem Kiosk geworfen, doch von draußen konnte ich noch miterleben, wie ein anderer Mann sie mitnahm. Alles Geld bereitwillig zahlte und sie dann wegbrachte... Doch sie ging freiwillig mit, nur um mir mit meinem Geiz zu schaden... aber *ich will nicht, Herr, dass Sie schlecht von ihr denken... es ist vielleicht meine Schuld, dass sie so ist*.*“

Es ist wie das Schauspiel im Hinterhof: Ich kann mich nicht abwenden. Meine Füße würden mich wegtragen, weg von der Gestalt, aber etwas hält mich fest. Es greift nach mir und presst mich an seine Geschichte.

„Ich betrank mich die ganze Nacht über, war wie von Sinnen. Und auch die nächsten Tage verbrachte ich in einem einzigen Rausch... Doch keine Woche später, auf der Suche nach dem nächsten billigen Bier, erblickte ich sie erneut. Sie stand anmutig im Eingang eines Clubs. Die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere Hand winkte mir zu. Ich war hin und hergerissen. Natürlich wollte ich mit ihr reden, mit ihr die ganze Nacht durchtanzen, sie mit Küssen überschütten. Ich wollte ihr all mein Geld zu Füßen werfen, um ihr zu zeigen, wie sehr ich sie liebte. Aber ich konnte nicht... konnte nicht vergessen, wie bereitwillig sie mit ihm gegangen war. Also lief ich geradewegs an ihr vorbei in den Club, lief zur Theke und kaufte mir ein Bier. Damit in der Hand fühlte ich mich sicher genug und stellte mich in die Nähe der Tür. Ich hatte sie den ganzen Abend im Blick... Doch nicht nur ich schaute sie an. So viele Männer und Frauen liefen in den Club, grapschten sie an, machten Fotos mir ihr. Aber sie stand einfach nur da und ließ es geschehen... *Ich erschrak sehr... zuerst... aber dann besann ich mich, dass ich, nur ich es sei, der sie da hinabgestoßen hatte... und ich dachte, wie sehr sie leiden müsse, die Arme... denn stolz ist sie vor allem...**“

Ich habe gar nicht bemerkt, wie er mich an den Armen gepackt hat und nur wenige Zentimeter vor mir steht. Sein

Gesicht ist bleich, sein Atmen riecht verfault. Er zittert am ganzen Körper, während er spricht.

„Das ging Wochen lang so. Jeden Tag war ich dort in dem Club, ich sprach nicht mit ihr, und sie strafte mich mit ihrer Offenheit ab. Abend für Abend, Nacht für Nacht...

Irgendwann konnte ich es nicht mehr aushalten, sie hatte gewonnen. Reuig stellte ich mich vor sie, verdrängte einen alten Mann, der sie schon seit drei Minuten angaffte. Wir schauten einander an und sie sagte: *Willst du mich noch immer zu deiner Frau, jetzt auch noch... Ich fasste sie bei der Hand... Sie zitterte, aber sagte nichts. Doch ich fühlte, dass nun alles wieder gut war...** wir vergaben uns gegenseitig... danach redeten wir stundenlang bis tief in die Nacht, berührten uns, ließen uns fallen... Doch kurz bevor der Club zu machte, kam ein Kellner zu uns raus. Es war derselbe Mann wie in dem Kiosk. Ich schrie ihn an, sie gehöre jetzt mir... sie gehöre zu mir... Aber er starrte mich nur genervt an und sagte, wenn sie mir so wichtig sei, dann könne ich sie kaufen. Doch er verlangte einen noch höheren Preis als der Verkäufer. Da wurde ich wütend und kreischte wie ein Säugling. Ich wollte schon auf ihn losstürmen, ich hätte ihm den Kopf eingeschlagen... *Da... da begann sie auf einmal grell zu lachen... ich starrte sie an, aber es war ein anderes Gesicht...** Ihr Ausdruck sagte mir: Bin ich dir so wenig wert?“

Meine Beine sacken unter mir zusammen und ich falle nach hinten in eine Pfütze. Der Regen hat nun endlich jede Stelle an meinem Körper erreicht. Er hockt sich neben mich, wobei er seinen Rucksack abstellt und meine Schulter als Stütze verwendet. Wie der Regen prasseln seine Worte unerlässlich auf mich ein.

„Der Mann wollte sie einfach reinzerren. Doch diesmal ließ ich sie nicht kampflös gehen. Ich griff mir ihren Kopf und zog sie zu mir. Der Kellner griff sich ihren Arm und zog daran

ebenso fest... Ich habe sie gewonnen. Mit Verlusten, das gebe ich zu... und was für Verluste... aber es ist mir gleich. Sie strahlt noch immer so schön wie am ersten Tag. Ich habe sie für immer bei mir. So, wie es sein sollte. Sie war so verletzlich und ich kann ihr Schutz bieten. Danach rannte ich in den Hinterhof, wo Ihr alles saht...“

Ich bin leer. Schau ihm tot in die Augen. Kann das alles sein?

„Seht... ich nehme sie ab jetzt immer mit...“ Er greift neben sich und zieht den Rucksack heran. In Zeitlupe öffnet er den Verschluss und schiebt mir die Tasche zu.

Mein Herz rast, es springt, es kämpft gegen den knöchernen Brustkorb. Ich beuge meinen Kopf leicht nach vorne und versuche in der Dunkelheit etwas zu erkennen; doch will ich es sehen? Der Mond nimmt mir die Entscheidung ab: Er schiebt den Wolkenvorhang einen Spalt breit zur Seite und erhellt den Rucksack.

Ein Kopf mit blutiger Lippe, ein Hals, der fast durchtrennt ist, und daran ein Körper – zusammengefaltet und verstaut.

4. Spiegelbild

Ich stehe auf und stolpere direkt beim ersten Schritt. Der Weg zur Toilette ist mit Stühlen und Tischen verbarrikadiert, doch ich muss kämpfen.

„Passt auf... das war wohl doch ein Bier zu viel.“ Er lacht laut auf, gleich danach wendet er sich wieder ihr zu – ungeteilte Aufmerksamkeit.

Die verschmierten Kritzeleien in der Toilettenkabine lenken mich ab. Ich hocke sieben Minuten lang nur da und versuche zu lesen, was nicht zu lesen ist. Mehr stolpernd als gehend finde ich den Weg zum Waschbecken und frage mich dabei, wer auf die Idee gekommen ist, die Toilette als Labyrinth zu konstruieren. Am Waschbecken angekommen stütze ich

Spiegelbild – Lukas Nünnerich

mich ab und klatsche mir einen Schwall kaltes Wasser ins Gesicht.

Hinter mir höre ich, wie jemand die Tür schwungvoll aufreißt, reinkommt und gleich in einer Kabine verschwindet. Ich schaue auf und blicke in den verschmierten Spiegel vor mir.

Ich sehe mein Spiegelbild, wobei, eher eine billige Kopie davon. Doch durch den Spalt der noch offenen Toilettentür kann ich raus in die Kneipe schauen. Mein Herz setzt aus.

Er sitzt dort und neben ihm der Pappaufsteller einer Frau. Doch ihr Hals ist aufgeweicht und ihr Kopf nicht mehr mit dem Körper verbunden. Die Gestalt hält ihn in der Hand. Er weint und schreit laut auf, schlägt mit den Fäusten auf den Tisch, tobt wie ein Wahnsinniger – und verändert doch nichts. Er ist so klein, so schwach wie ein Neugeborenes; oder wie ein Mann.

Die Türe schließt sich und ich schaue wieder zurück auf mein Spiegelbild. Wir beide sind real, oder? Du und ich. Der Rest auch?

Dann erbreche ich mich ins Waschbecken.